Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 1 (1897-1898)
Heft: 3

Artikel: "Fischen"
Autor: Juchler, M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661905

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Bischen."

Ein Märchen von M. Fuchler.

Mitten in einem Walde lebten drei Schwestern. „Glaube, Liebe, Hoffnung" hatte ihr Vater sie taufen lassen, denn Anna, Luise, Marie, oder so was, schien ihm zu gewöhnlich, zu nichtssagend für seine drei Herzblättchen. Die Eltern suchten auch ihre Kinder so zu erziehen, daß jedes seinem Namen Ehre machte.

Glaube war ein frommes, sinniges Mägdlein, in dessen blauen Augen ein Himmel lag, wie der glückliche Vater meinte.

Liebe zeigte ein gar regsames, hülfbereites Wesen. Ging etwas krumm, so brachte sie es wieder ins Geleise, und mit lieblichen Worten und weichen Händen war sie ein stiller Segen für Alle.

Hoffnung — ja das war ein ganz apartes Ding; eine flatterhafte, leichtlebige Libelle, deren schlanke, wundersame Erscheinung nur geschaffen schien, um die Waldeinsamkeit zu schmücken. Denn ihre Hände waren zu nichts Tüchtigem zu gebrauchen. Kränzewinden, Vögel fangen, sie wieder fliegen lassen und mit den Rehen durch Dick und Dünn um die Wette laufen — dar war ihr Tagewerk. Kam sie abends mit fliegenden Haaren, ein Lied auf den Lippen und Zukunftsglück in den strahlenden Augen, heim, versuchte der Vater wohl, sie zu schelten. Aber dann kraute sie ihm mit weichen Fingerchen den Bart, glättete ihm die Stirne und wußte ihm so süß und lieblich vorzuplaudern, daß der Vater nicht zürnen konnte und nur froh war, wenn sein Wildfang immer wieder heim kam.

Da starben die Eltern und hinterließen ihre Waislein mit der Mahnung, in Eintracht und Friede beieinander zu bleiben und eins dem andern helfend beizustehen, jedes nach seinen Gaben. Und die Mädchen hielten der Eltern Wort heilig und wetteiferten noch mehr wie vorher, einander alles zu lieb zu tun.

Nur Hoffnung zerbrach sich umsonst den Kopf, wie sie wohl ihren guten Willen, etwas Nützliches zu schaffen, zeigen könnte. Sie holte Blumen und schmückte ihr gemeinsames Stübchen, aber Kränze und Sträuße welkten von einem Tag zum andern. Sie fing einen muntern Zeisig, setzte ihn in ein Bauer und gab sich alle Mühe, ihn ein Liedchen zu lehren, damit er die Eintönigkeit ihres Daseins unterbreche. Aber der kleine Gefangene piepste nur recht wehmütig und flatterte jubilirend zu seinem Neste zurück, als die mitleidige Liebe ihm das Türchen öffnete. Ich will meinen Schwestern einen Leckerbissen ins Haus bringen, dachte sie, nahm ihr Körbchen und suchte in feuchter Waldschlucht nach Pilzen. Doch als sie

abends triumphirend ihre Beute vor den Schwestern auskramte, entsetzten sich diese, daß sie die giftigen Schwämme nicht von den eßbaren unterscheiden konnte.

„Bin ich denn zu gar nichts zu gebrauchen, ich unnützes Wesen? Wär ich doch lieber mit Vater und Mutter gestorben!" so klagte das schöne Kind.

Aber gleich darauf mußte sie über sich selbst lachen: „Sterben — hu, wie schaurig! Nein, niemals! Ich will leben und jung bleiben wie ein Maimorgen. Wie kann man ans Sterben denken, wenn die Welt doch so schön ist, daß man sie ans Herz drücken möchte!"

Und sie kletterte flink auf eine hohe Buche und sang von hoch oben mit ihrer hellen Stimme in den blauen Himmel hinein: „Wenn ich ein Vöglein wär und auch zwei Flüglein hätt, flog ich zu dir." „Zu dir", sang darauf das Echo von Fels zu Fels und nun hielt Hoffnung mit der neuen unsichtbaren Gespielin Zwiesprache, bis der Abend nieder sank.

Wie eng schien ihr allemal das niedere Stübchen, wenn sie in Dämmerung über die Schwelle trat; wie vorwurfsvoll der Liebe häusliches Walten am Herd und Glaubes stille Abendandacht am Betschemel in der Ecke, wo die Bilder der Eltern von der Wand herabgrüßten. Dort im Winkel gegenüber stand der Muter Spinnrad, ungebraucht seit der Seligen Heimgang.

„Ach, wie lustig muß das Spinnen sein", dachte Hoffnung, als ihr Blick in jene Ecke fiel, und sie schalt sich selbst, daß sie früher nie daran gedacht. Sie nahm den Rocken ans Lampenlicht und drehte erst schüchtern und zaghaft Rad und Faden. Aber siehe da, es ging mit jedem Schwung flinker und über die verstaubte Spuhle legten sich neue, mattschimmernde Fäden. Und Hoffnung sang ihre Stegreiflieder dazu und dabei kam das Rädlein nie aus dem Takt. Wenn dann die Schwestern sich zum Licht setzten, erzählte sie ihnen wunderbare Geschichten, deren Unmöglichkeiten ihre Lust daran nur erhöhten.

So verging langsam ein Jahr und noch eins. Glaube pflegte die Gräber der Eltern, lehrte den Kindern des nächsten Dorfes in der Sonntagsschule fromme Sprüchlein und Lieder und tröstete Kranke und Sterbende mit lieblichen Worten. Liebe war Martha und Maria zugleich, daheim und in den Hütten der Armen, und Hoffnung — sprang, sang und spann. —

Aber in letzter Zeit wollte es mit dem Spinnen nicht mehr glücken; die Gedanken flogen weit hinaus über alle Berge, indes die Hände unbewußt niedliche Zöpfchen und Troddeln aus dem geduldigen Werg flochten. Tag für Tag, Jahr um Jahr dieses Hindämmern im engen Waldwinkel

— war das Leben? Und die Welt war doch so groß und reich, ein Buch voller Fragezeichen, deren Antworten unglaublich schön sein mußten. Auch die Schwestern schienen ihr nicht mehr dieselbe Freudigkeit in ihr Thun und Reden hineinzulegen, als ob das tägliche Einerlei als unbewußt empfundener Druck auf ihnen lastete. Wenn doch jemand käme und die Schwestern mitnähme! und sie selber wäre dann frei; dann könnte sie das weite Land durchschweifen und die Freude suchen gehen.

„Schwestern", platzte sie mitten aus ihren Phantasien ungestüm heraus, „wißt ihr was euch fehlt? Ihr solltet heiraten!"

Erstaunt und erzürnt zugleich blickte Glauben, während Liebe tief errötete, vielleicht aus Scham, auf ihrem geheimsten Gedanken ertappt worden zu sein.

„Sie hatten aber noch kein Wort des Widerspruchs gefunden, so klopfte es an die Türe.

„Seht nur, jetzt kommt er schon", meinte lachend Hoffnung, während Liebe pochenden Herzens öffnete.

Aber draußen stand kein Prinz, kein Ritter oder sonst ein Freiersmann, sondern ein kleines Mädchen, mager und elend, mit wirrem Haar und scheublitzenden Augen.

„Darf ich bei euch bleiben? Ich habe mich verirrt und bin heimatlos", lautete die innige Bitte.

„Komm herein, arme Kleine", sagte Liebe und nahm das Kind an der Hand, iß und trink und dann erzähle uns, woher du kommst."

Das Kind hatte kaum den größten Hunger gestillt, so wurde es ganz zutraulich und gesprächig. „Ich komme weither aus der großen Stadt drunten im Lande," fing sie an zu erzählen.

„Ah, aus der Stadt," seufzte Hoffnung begehrlich, „dort muß es aber schön sein!"

Aber das Kind schüttelte entschieden den Krauskopf und sagte: „Bei euch ist es viel schöner, ich will hier bleiben."

„Wer sind denn deine Eltern? Du bist doch nicht von Hause fortgelaufen ohne ihr Wissen?" frug Glaube etwas ängstlich.

„O nein, das tut doch ein gutes Kind nicht, wenn es so gute Eltern hat wie ich. „Frohsinn" hieß mein Vater und „Genügsamkeit die Mutter."

„Ach wie köstlich!" rief Hoffnung und klatschte in die Hände. „Du mußt bei uns bleiben. Und wie heißest denn du?"

„O, ich hatte wohl einen ganz schönen Namen bekommen; aber weil ich so klein geblieben bin, nannten die Eltern mich immer nur „Bischen.""

„Du sollst auch unser liebes, kleines Bischen sein," sagt Liebe mit mütterlicher Zärtlichkeit, während Hoffnung das neue, interessante Schwesterchen stürmisch umarmte.

„So ein niedliches Stübchen wie das euere hier hatten wir auch", erzählte Bischen weiter; „aber die Leute bauten immer mehr Häuser um uns herum und zuletzt sah kein Sonnenstrahl mehr in unser Fenster. Der Vater fing an zu kränkeln und die Mutter sorgte sich so um ihn und mich, weil ich nicht gedeihen wollte, daß sie bald nach dem lieben Vater starb. Die Leute nahmen sich wohl meiner an, gaben mir schöne Kleider und hielten mich gut; aber mir war nicht wohl in dem ungewohnten Leben, mir wurde eng und bang bei allem Reichtum und das Heimweh nach Vater und Mutter machten mich immer elender.

Da mag ich ihnen wohl entleidet sein, weil ich nie mehr lachen mochte; sie gaben mir böse Worte, und da sie sahen, daß sie mich nicht zwingen konnten, fröhlich zu sein, schlugen sie mich. Da bin ich geflohen, um nicht sterben zu müssen vor Jammer. Ich lief was ich konnte, denn die Leute wollten mich wieder einfangen; doch der Wald nahm mich auf und die Nacht deckte mich zu."

Die Augen standen dem Kinde voller Tränen, aber es war mehr das Glück, sicher und geborgen vor seinen Verfolgern zu sein, als die Erinnerung an das Erlebte, das sie hervorgelockt hatte.

„Armes Bischen," tröstete Hoffnung, „sei nur ganz ruhig, hier soll dir kein Mensch was zu leide tun. Du wirst in meinem Stübchen schlafen und mit mir unter den Bäumen liegen und träumen; Liebe wird dich füttern und pflegen, daß du groß und stark wirst und Glaube wird dir vom lieben Gott erzählen, der ein Vater ist für alle Waisen."

„O, den lieben Gott kenne ich recht gut," sagte in fröhlichem Eifer das Kind; „die Mutter hat mir viel vom ihm erzählt und der Vater nannte mich auch „Gottesgabe.""

Jetzt ging für die Schwestern ein neues Leben an in der Sorge um das pflegebedürftige Kind. Bischen gedieh auch sichtbar; ihre Wangen rundeten sich und die schwarzen Augen sahen so glückstrahlend unter dem Blondgelock hervor, daß die Schwestern ganz stolz wurden auf ihren kleinen Schützling. Aber so viel sie empfing, gab sie doch alle Liebe unwissentlich wieder zurück. Es war als ob ewiger Sonnenschein aus dem Kinde herausstrahlte und die Schwestern umschmeichelte. Und dabei redete der kleine Mund so frei und natürlich, so frisch von der Leber weg, daß jeder seiner Einfälle und Antworten immer eine kleine freudige Ueberraschung in sich schloß. Fort war alle Langeweile, alle sehnsüchtige Träumerei aus dem kleinen Waldhäuschen.

Aus dem untätigen Herumstreifen der Hoffnung wurde nach und nach an der Hand des Kindes ein Auffinden kleiner, täglich neuer Freuden. Dinge, an denen die große Träumerin achtlos vorüber gegangen war, gestalteten sich unter den Händen des sie begleitenden Kindes zum sinnigen Spiel oder zum lieblichen Schmuck.

Bischen machte sich aber auch im Haushalt gerne zu schaffen und ihre flinken Finger ruhten nicht, bis in Stube und Küche alles glänzend geputzt war. Viel lieber als in den Spiegel guckte sie in den glänzenden Pfannendeckel und lachte dann hell auf beim Anblick ihres aufgedunsenen Gesichtleins. Stand Liebe am Kochherd, schlüpfte das Kind zu ihr in die Küche, blies das Feuer an, guckte verständnisvoll in den brodelnden Kochtopf und tippte auf den Löffel, den Liebe in der Hand hielt, wenn sie Salz oder Zucker an Gemüse oder Brei tat. „Du mußt die Speisen mehr würzen, liebe Liebe," meinte Bischen, „sonst schmeckt Alles so fade."

Und wenn sie Sonntags Glaube zur Kinderschule begleitete und den Kleinen zu guter letzt noch irgend eine liebliche Kindergeschichte erzählte, baten die kleinen Zuhörer immer „noch mehr, noch mehr." Alles, was sie redete und tat war herzgewinnend, wärmend wie Sonnenschein im Vorfrühling und erquickend wie Waldesschatten zur Sommerszeit. Was auch die Schwestern unternehmen mochten, ob sie zu Hause wirtschafteten oder fröhlich vereint zu Berg stiegen, immer mußte Bischen dabei sein und mit ihrer Gegenwart Freude mitbringen.

So saßen sie einst hoch oben auf einer Alp in Blumen eingebettet und vom Himmel umblaut, unter ihnen die enge Heimat und blaue, lockende Ferne. Bischen sah mit freudigem Ernst in den Abend hinaus. „Wie schön ist es hier oben, so nach dem Himmel und so fern den kleinen Erdensorgen; hier muß man gut und glücklich sein. Und doch kann ich nicht länger bei euch bleiben, liebe Schwestern; ich muß hinaus in die Welt, die mich verstoßen und die ich trotzdem liebe und glücklich machen möchte."

Erstaunt sahen die Schwestern die Sprechende an. War das dasselbe Kind, das mit gewinnendem Frohsinn und kindlicher Genügsamkeit die Arbeit zum Spiel und das Spiel zum Ernst voll Grazie und immer neuem Reiz umwandelte? Erst jetzt wurden sie gewahr, daß aus Bischen dem Kind ein bewußtes Wesen voll innerer und äußerer Schönheit und Klarheit herangereift war. Wie durften sie es wagen diesen Himmel voll Sonnenschein, der aus den tiefen Augen herausstrahlte, der Menschheit vorzuenthalten?

„O, wer doch mit dir fliegen könnte hinaus in die Ferne!" rief Hoffnung, die Arme mit schöner Sehnsuchtsgeberde der Welt zu ihren Füßen entgegenbreitend, während Liebe, von schwärmender Begeisterung durchglüht, denselben Wunsch aus ihren Augen reden ließ.

„Ei, liebe Schwestern, ihr müßt dies nicht nur wünschen, sondern auch ernstlich wollen und die Flügel zur großen Reise wachsen euch von selbst."

Als ob sie eine Zauberformel gesprochen, wurde das gesprochene Wort vor den staunenden Blicken der Schwestern zur Wahrheit.

„Nun weiß ich nicht, soll ich zuerst hinunter zu den Menschen oder geradeswegs in den Himmel fliegen", meinte Hoffnung im ersten Glückstaumel.

Da sagte Bischen: „Nun, ich glaube, der liebe Gott hat droben genug Engelein, die ihm Halleluja singen; laßt uns drunten auf der Erde die Menschen das Jubeln und Danken lehren, denn wie Viele gibt's, die es nicht kennen."

Glaube umschlang jetzt Bischen innig und sagte: „Dich aber, liebe Schwester, kann ich nun nicht mehr mit deinem Kindernamen rufen, denn du bist über uns Alle hinausgewachsen mit deinem sichern freudigen Tun. Wie soll ich dich fürder nennen, du schöne Gottesgabe, meine Herzensfreude?"

„Du hast es gesagt; ich bin das Kind des Frohsinns und der Genügsamkeit und heiße Freude!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Ihr Menschenkinder, öffnet Türen, Fenster und Herzen, wenn die Herrliche vorbeifliegt im Morgenwind, mit dem Blütenschnee, von Sommerluft oder Herbstsegen umrauscht, oder auf leisen, schneeigen Fittigen der Winterpracht.

Haltet die blöden Augen offen; denn sie ist oft klein und unscheinbar von Aussehen; und weitet eure Herzen, denn sie ist reich und schenkt euch so viel.

„Die Erde ist euer", predigt die Freude, aber ihr seht sie nicht in ihrer Schöne, denn ihr seid blind. Und jedem setze ich meinen Kelch an die Lippen, aber ihr haltet nicht Maß und erkennt nicht die Blume meines Tranks. Ihr fordert Außergewöhnliches von mir und verachtet das Mögliche, Einzigbeglückende, das ich euch reichen möchte. — Und doch muß ich euch nachgehen, denn meine Schwestern sind mit mir: Die Liebe treibt mich, die Hoffnung winkt mir und des Glaubens stille Fürbitte stärkt mich."